

7 Grundlagen und Zusammenhänge heutiger Konflikte

Mit dem Ende des Kalten Krieges sind anscheinend überall kulturell definierte Konflikte aufgebrochen, die von nirgendwo zu kommen scheinen. Sie traten derart plötzlich, mit solcher Intensität und an so vielen Orten auf, dass sie oberflächlich als etwas völlig Neues erscheinen. In Erklärungsversuchen von Journalisten heißt es dann, diese Konflikte seien nicht wirklich neu, und es fallen typischerweise Schlagworte wie «alte Stammeskonflikte». Diese Begriffe verbergen mehr, als sie enthüllen. Tatsächlich liegen die Ursprünge heutiger Konflikte in geschichtlichen Ereignissen und Vorgängen, die zeitlich und räumlich weit entfernt sind.

Ihrem Wesen nach ist Geschichte eine Chronik reaktiver Prozesse. Die meisten Gesellschaften und viele Menschen müssen sich zunächst einmal an andere Gesellschaften und andere Menschen anpassen; reaktive Prozesse sind nicht nur für vieles verantwortlich, was das politische System unserer heutigen Welt ausmacht, sondern auch für dessen vermutlich bevorstehende Auflösung. Wenn man den Wettbewerb zwischen den europäischen Staaten, ihre globale Expansion und ihre Kolonisierungsbestrebungen sowie die Reaktion eines Großteils der Welt auf die euro-amerikanische Vorherrschaft im historischen Zusammenhang sieht, kann man die heutigen Konflikte verstehen. Solange Politiker/innen, Diplomaten und internationale Expertinnen und Experten, die mit der heute üblichen Gewalt konfrontiert sind, weder die Ursprünge dieser Probleme noch ihre reaktive Natur verstehen, behindert sie dies massiv in ihrer Arbeit. Die gegenwärtigen Gewaltausbrüche sind Folgen historischer Prozesse; diese müssen wir verstehen, um diese Gewalt begreifen zu können.

Anhand zweier Formen von reaktiven historischen Prozessen lassen sich viele Probleme verdeutlichen, denen sich die Welt heute gegenüber-

sieht. Der erste Prozess ist der Wettbewerb, der dann entsteht, wenn Gemeinwesen mit gleichwertigem Militärpotenzial um die Vorherrschaft ringen. Der zweite Prozess ist das Muster, mit dem ein Großteil der Welt auf 500 Jahre europäischer Expansion und 150 Jahre euro-amerikanischer Vorherrschaft reagiert hat. Gemeinsam haben diese Prozesse das Fundament für die zerstörerischen Kräfte der gegenwärtigen Weltpolitik gelegt.

Wettbewerb in der europäischen Geschichte

Zumindest während der letzten 4000 Jahre war Wettbewerb zwischen Gesellschaften, die sich in Bezug auf Bevölkerung, Territorium, Technologie, Organisation, Pro-Kopf-Produkt und Militärkraft auf etwa gleicher Ebene befanden, einer der grundlegenden historischen Prozesse. Man bezeichnet diese Gesellschaften als *peer polities*, was so viel wie gleich starke Gemeinwesen bedeutet. Beispiele sind die «Streitenden Reiche» in der Zerfallsphase der Zhou-Dynastie in China, die Stadtstaaten der mykenischen Zeit und des klassischen Griechenlands, die italienischen Stadtstaaten in der Antike, im Mittelalter und in der Renaissance, ferner die südlichen Tiefland-Maya, Europa im Mittelalter und in der Renaissance und schließlich unsere gegenwärtige Epoche. Für *peer polities* ist es charakteristisch, dass ihre Entwicklung hauptsächlich von ihrer gegenseitigen Interaktion und nicht von der Reaktion auf eine dominante Macht oder die Beziehungen zwischen Kernregionen und peripheren Regionen geprägt ist.

Im typischen Fall stehen *peer polities* gleichzeitig in einer Handels- und in einer Wettbewerbsbeziehung. Wenn die natürlichen oder die finanziellen Ressourcen ausreichen, können *peer polities* über Generationen oder sogar Jahrhunderte dauernde Konflikte austragen. Im ihrem Verlauf kommt es zu endlosen Manövern, um Vorteile zu erlangen, Allianzen zu bilden und aufzulösen, sowie zu ständigen Versuchen, auf Kosten von Nachbarn den eigenen Einfluss oder das eigene Territorium zu vergrößern bzw. die Nachbarn daran zu hindern. Der für *peer polities* typische Wettbewerb wirkt in vielen Bereichen stimulierend: Größe und Komplexität von Militärsystemen wachsen, die Dimension der Kriegführung nimmt zu, Innovationen in Technologie, Strategie, Taktik und Logistik werden ge-

fördert, und es findet eine Reorganisation der Gesellschaft statt, um die Wettbewerbsfähigkeit zu unterstützen.

Vor 1815 herrschte in Europa fast ständig irgendwo Krieg. Vom 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts bekriegten sich Frankreich, England und Spanien einen Großteil der Zeit (zwischen 47 Prozent und 92 Prozent in jedem Jahrhundert). Im gesamten 16. Jahrhundert findet man kaum ein Jahrzehnt, in dem in ganz Europa Frieden herrschte. Im 17. Jahrhundert gab es nur 4 echte Friedensjahre, im 18. Jahrhundert waren es 16 Jahre.

Die Entwicklung von Belagerungsgeschützen im 15. Jahrhundert bedeutete den Vorteil der Burgen und erzwang einen Wandel der Verteidigungsstrategie und -technologie. Seit dem frühen 15. Jahrhundert baute man Befestigungsmauern, die das Gewicht der zur Verteidigung eingesetzten Kanonen tragen konnten. Kurz darauf wurden Festungsmauern errichtet, die auch einem Beschuss standhalten konnten. Um 1560 hatte man bereits alle Elemente einer so genannten *trace italienne* entwickelt: eines Befestigungssystems aus niedrigen, dicken Festungswällen mit spitzwinkligen Bastionen und bisweilen mit zusätzlich weit vorgeschobenen Außenforts. Das war wirksam, aber teuer. Die Stadt Siena gab beispielsweise 1553 so viel Geld für die Errichtung ihrer Befestigungsanlage aus, dass keine Mittel für die Armee oder Flotte übrig blieben. Und so wurde Siena von Florenz annektiert, gegen das die Befestigungen ursprünglich errichtet worden waren.

Es konnte Monate oder Jahre dauern, einen derart befestigten Ort einzunehmen. Die Angriffsstrategen entwickelten kompliziertere Belagerungsmethoden, die wiederum teurer waren. Eine Belagerungsarmee von vielleicht 50'000 Mann musste vor Ort für Wochen oder Monate unterhalten werden. Eine derartige Armee benötigte pro Tag 165'000 Pfund Mehl und 2500 Schafe oder 250 Rinder. Das war mehr, als für die Ernährung einer Stadt (außer den größten Städten in Europa) nötig war. Territorialfürsten konnten es sich nicht länger leisten, effektive Befestigungen zu erbauen, zu verteidigen oder anzugreifen. Die feudal regierten ländlichen Regionen waren nicht mehr in der Lage, Ressourcen zur Kriegführung aufzubringen, nur mehr die kapitalistisch geprägten Städte waren dazu noch fähig.

Ähnliche Entwicklungen gab es im Bereich der Feldschlachten. Im 14. und 15. Jahrhundert machten Truppen mit Bogenschützen und Piken-trägern die Ritter zu Pferd überflüssig. Diese Innovationen wiederum wurden allmählich durch die Feuerwaffen verdrängt. Da die Befehlshaber durch Manövrieren versuchten, Vorteile auf dem Schlachtfeld zu erlangen, entwickelte man Taktiken, um die Wirksamkeit und Effizienz der Feuerbefehle zu steigern. Training und Koordination auf dem Schlachtfeld wurden immer wichtiger. Ungebildete Soldaten mussten sich mit Waffen vertraut machen, die zum damaligen Zeitpunkt hochmodern waren. Die Soldatenlinien mussten sich auf ein Signal hin öffnen und schließen. Ein Sieg wurde abhängig von der richtigen Kombination von Infanterie, Kavallerie, Feuerwaffen, Kanonen und Reservekräften, und in ganz Europa wurden Handbücher zum Exerzierwesen verfasst.

England, die Niederlande, Schweden, Dänemark und Norwegen, Frankreich und Spanien waren die Seemächte dieser Epoche. Zwischen 1650 und 1680 stockten die fünf nördlichen Mächte ihre Flotten von 140'000 auf 400'000 Tonnen auf. Auch diese Marinestrategie führte zu einem Anstieg an Komplexität und Kosten. So gab James IV. von Schottland im Jahr 1511 das Schiff *Great Michael* in Auftrag; die Baukosten beliefen sich fast auf die Einnahmen eines halben Jahres, und die Heuer für die Seeleute verschlang 10 Prozent seines Jahresetats. Die *Great Michael* verrottete schließlich im Hafen von Brest, nachdem sie 1514 an Frankreich verkauft worden war.

Der Krieg erfasste ständig größere Teile der Gesellschaft und wurde dementsprechend zu einer noch größeren Belastung. In mehreren europäischen Staaten nahm die Größe der Armeen von 1500 bis 1700 um das Zehnfache zu. 1691 umfasste die Armee Ludwigs XIV. 273'000 Soldaten; fünf Jahre später waren es 395'000 Mann, und damit stand ein Viertel aller Franzosen unter Waffen. Kastilien verlor von 1560 bis 1659 etwa 11 Prozent seiner erwachsenen männlichen Bevölkerung in den andauernden Kriegen.

Während die Größe der Armeen im 18. und 19. Jahrhundert weiter anwuchs, entwickelten sich neue Spezialgebiete. Fertigkeiten wie Landvermessung und Kartographie gewannen an Bedeutung. Genaue Uhren und statistische Dokumentation waren gefragt. Einige Armeen führten im 18. Jahrhundert ihre eigene Druckpresse mit sich. Die Organisation wurde

immer komplexer. Stab und Verwaltung wurden getrennt. Armeen marschierten nicht mehr als Gesamtheit, sondern konnten in kleinere Einheiten aufgeteilt werden, die sich auf Befehl selbständig fortbewegten. Schlachten konnten bis zu mehreren Monaten dauern. Im Jahr 1793 begann die Mobilmachung in Frankreich. 1812 marschierte Napoleon auf 400 Kilometer breiter Front mit einer Armee von 600'000 Mann in Russland ein, wobei er 1146 Feldgeschütze mitführte.

Trotz all dieser Neuentwicklungen befand sich die Bodenkriegführung mehr oder weniger in einem Patt. Es gab einige dauerhafte Durchbrüche. Die neuen militärischen Technologien wie auch die dazugehörigen Söldner konnten von jeder Macht gekauft werden, die genug Geld besaß. Keine Nation konnte einen dauerhaften technologischen Vorteil erringen. Drohte eine Nation wie Spanien oder Frankreich die Vorherrschaft zu erlangen, so wurden Allianzen gebildet, um dieser Macht zu begegnen. Deshalb dauerten die größeren Kriege dieser Epoche lange, und die Entscheidung kam eher durch mehrere kleine Siege und die langsame Aushöhlung der Wirtschaft des Feindes zustande. Die besiegten Nationen waren schnell wieder zum Kampf bereit. Landkriege mussten von flankierenden Maßnahmen begleitet werden, die schließlich globale Ausmaße annahmen. Die europäischen Kriege wurden zu einem Kampf um Macht und Einfluss in Übersee.

Als Ludwig XII. 1499 zu einem Feldzug nach Italien aufbrach, fragte er, was für den Sieg nötig sei. Die Antwort war: «Nur drei Dinge, Geld, Geld und noch einmal Geld.» Als alles Militärische in Umfang und Komplexität wuchs, wurde die Finanzierung zur Hauptbelastung. Die Staaten gaben einen immer größeren Teil ihrer Einkünfte für Kriege aus. Im Jahr 1513 verwendete England zum Beispiel 90 Prozent seines Haushalts fürs Heerwesen, im Jahr 1657 waren es 92 Prozent. In Frankreich gab die Regierung ihr Geld hauptsächlich für die Kriegführung aus, im Jahr 1643 waren diese Ausgaben doppelt so hoch wie die jährlichen Regierungseinkünfte.

Die größeren Staaten begannen, ihre Kriege mit Krediten zu finanzieren. In Spanien stiegen die Staatsschulden trotz der Einfuhr von Edelmetallen aus den Kolonien der Neuen Welt von 6 Millionen Dukaten im Jahr 1556 auf 180 Millionen ein Jahrhundert später, und spanische Militäroperationen wurden häufig durch Zahlungsunfähigkeit behindert. Die

Kosten für Krieganleihen stiegen von 18 Prozent Zinsen um 1520 auf 49 Prozent um 1550. Frankreich und Spanien mussten beide häufig Zahlungsunfähigkeit erklären oder eine Senkung der Zinssätze erzwingen. Vom Anfang des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erschlossen sich zuerst die Niederländer und anschließend die Engländer verlässliche kurzfristige und langfristige Kredite und konnten damit ihre finanziellen Engpässe überwinden. Sie achteten darauf, die Zinsen pünktlich zu zahlen, und erhielten deshalb günstigere Darlehensbedingungen als andere Staaten. England und die Niederlande nutzten diesen Vorteil, um die Gegner Frankreich und Spanien zu besiegen, die zwar reicher waren, aber für die Kreditgeber ein hohes Kreditrisiko darstellten.

Globale Folgen der europäischen Kriege

Der europäische Wettbewerb förderte die technologische Innovation, die Entwicklung der Wissenschaft, politische und finanzielle Transformationen und die globale Expansion. Die Entwicklung einer Seestreitmacht und der Erwerb von Kolonien wurden zu strategischen Aspekten in der festgefahrenen europäischen Kriegssituation. Europäische Kriege betrafen und veränderten schließlich die gesamte Welt. 1914 hatten die europäischen Nationen und ihre «Ableger» 84 Prozent der Erdoberfläche vollständig unter ihrer Kontrolle.

Da der Landkrieg in Europa keine dauerhaften Vorteile brachte, war die Ausdehnung des Wettbewerbs auf die globale Arena die logische Konsequenz. Der Wettbewerb dehnte sich aus auf den Handel, die Eroberung von Überseeterritorien, die Gründung von Kolonien, den Angriff auf gegnerische Kolonien und das Kapern der Reichtümer aus diesen Kolonien. Die Ressourcen aus Übersee wurden benötigt, um den europäischen Wettbewerb zu unterstützen. Bis zum 19. Jahrhundert wurden diese Gesellschaften fast ausschließlich durch Sonnenenergie versorgt. Der schwedische Nachschub bestand im 17. Jahrhundert fast vollständig (87 Prozent) aus erneuerbaren Energien. Da Schweden keine Kolonien außerhalb der Region besaß, wurde fast die Hälfte des schwedischen Exports von Forstprodukten zur Finanzierung von Kriegen im Ausland eingesetzt. Gesellschaften, die ihre Energie aus Sonnenenergie bezogen und diese bis zu

den Grenzen ihrer technischen Möglichkeiten ausnutzten, konnten ihren Reichtum hauptsächlich dadurch vermehren, dass sie einen größeren Anteil der Erdoberfläche kontrollierten, um so mehr Sonnenenergie für sich zu nutzen. Man musste sich deshalb die Erzeugnisse fremder Länder sichern, um den europäischen Wettbewerb zu subventionieren. Neue Ressourcen wurden in diesen kleinen Teil der Welt geleitet. Durch diese Konzentration globaler Ressourcen konnten europäische Konflikte ein Maß an Komplexität und Kosten erreichen, die mit europäischen Ressourcen allein niemals möglich gewesen wären.

Wettbewerb nach dem Prinzip der *peer politics* zwang die Europäer nicht nur, fremde Länder und Ressourcen ausfindig zu machen, sondern garantierte ihnen praktisch auch den Erfolg dieses Manövers. Die Pattsituation in den bewaffneten Konflikten förderte eine ständige Innovation auf dem Gebiet von Technologie, Organisation, Strategie, Taktik und Logistik. Jede Macht, die ihren Gegnern auf diesem Feld nicht gewachsen war, riskierte Niederlage und Unterwerfung. Eine Nation, die diesen Prozess überlebte, war schließlich so erfahren in der Kriegführung, dass außerhalb ihrer *peer group* (Gruppe von Gleichen) unter Umständen keine andere Militärmacht mehr existierte, die ihr gewachsen war. Durch diesen unerbittlichen Druck auf die europäischen Staaten, ihre Kriegführung ständig zu verbessern, hatten sie außerhalb von Europa gewöhnlich einen Wettbewerbsvorteil gegenüber anderen Völkern. Immer wieder in den letzten 500 Jahren haben relativ kleine europäische Mächte viel größere Mächte in der Neuen Welt, in Afrika und Asien besiegt.

Die europäische Expansion bereitete die Bühne für eine ununterbrochene Kette von reaktiven Prozessen in der restlichen Welt. Ein Verständnis dieser reaktiven Prozesse ist der zweite historische Faktor, der nötig ist, um die ethnopolitischen Probleme zu verstehen, mit denen wir heute konfrontiert sind.

Reaktionen auf die globale europäische Expansion

Eine Epoche von mehr als 400 Jahren kolonialer Expansion, gefolgt von einem Jahrhundert der westlichen ökonomischen und kulturellen Durchdringung der gesamten Welt, hat zu einem Weltsystem geführt, in dem sich

die meisten Menschen teilweise in Reaktion auf Europa und Amerika definieren müssen. Es war unvermeidlich, dass sich viele Menschen in Opposition zur euro-amerikanischen Vorherrschaft sehen würden. Durch diese Reaktion haben sich Bewegungen wie der islamische Fundamentalismus, der *Sendero Luminoso* (der Leuchtende Pfad) sowie Fälle von reaktivem Ethnonationalismus entwickelt. Was oft nicht erwähnt und typischerweise missverstanden wird, ist die Tatsache, dass die europäische Expansion auch Gewalt *zwischen* nicht westlichen Volksgruppen verursacht hat.

Diese Reaktionen begannen mit den frühesten Phasen der europäischen Expansion. Überlegungen zur Häufigkeit, mit der indigene Völker Konflikte austrugen (untereinander und mit Europäern), und zur Vehemenz dieser Konflikte sind von Europäern mit ganz unterschiedlichem Hintergrund angestellt worden. Angefangen mit HOBBS, hat die Art der Kriegführung bei diesen Völkern bis zum heutigen Tag zu vielen soziologischen Spekulationen geführt, zum Beispiel über die Natur des Krieges in nicht staatlichen Gesellschaften, über die Rolle des Konflikts in der Entwicklung von staatlichen Institutionen und sogar über die angeblich aggressive Natur unserer Spezies. Diese Gewalt ist von Anfang an missverstanden worden.

Von Beginn an veränderte die europäische Expansion die indigenen Gesellschaften. Die unmittelbaren Folgen waren Krankheit, Einführung neuer Pflanzen und Tiere und technologischer Wandel. Derartige Auswirkungen erreichten diese Gesellschaften häufig schon vor den Europäern selbst, sodass sogar die ersten Schilderungen indigener Gesellschaften manchmal Menschen beschrieben, die schon einen deutlichen Wandel durchlaufen hatten. Zu diesen Veränderungen gehörten stammesübergreifende Bündnisse und ethnische Gruppierungen. Stämme und ethnische Gruppen haben sich anscheinend als Reaktion auf expandierende Staaten gebildet und haben möglicherweise vor der Einführung des Gebildes «Staat» nicht existiert.

In der Ära der europäischen Expansion war der Zugang zu europäischen Gütern der Ausgangspunkt für viele Konflikte zwischen indigenen Völkern wie auch zwischen ihnen und den Europäern. Der Warenverkehr über Staatsgrenzen hinweg ist schon seit langem ein Element von Bezie-

hungen zwischen Staaten und Nichtstaaten. Die europäische Expansion vervielfachte diesen Faktor durch ihre Kapazität zur Massenproduktion. Europäische Waren wurden von indigenen Völkern nicht nur als Gebrauchsgegenstände geschätzt, sondern auch deshalb, weil sie Teil der sozialen Beziehungen wurden. Fabrikwaren wurden eingesetzt, um Statusansprüche zu bestätigen, und waren eng mit Kriegen und Allianzen verweben. Häufig hatte Krieg unter indigenen Völkern beziehungsweise zwischen diesen Völkern und Europäern mit dem Zugang zu europäischer Technologie zu tun.

Diese Punkte lassen sich anhand der Yanomamö aus dem Amazonasbecken veranschaulichen. Sie waren bei Anthropologen seit langem wegen ihrer kriegerischen Verhaltensweisen bekannt; die breite Öffentlichkeit erfuhr unter Stichworten wie *The Fierce People* von ihnen (so der Untertitel eines Buchs von Napoleon A. CHAGNON, 1968). Darin werden die Yanomamö als Menschen im Urzustand gemäß HOBBS dargestellt, das heißt im Zustand des «Krieges aller gegen alle», in dem alle nicht staatlichen Völker angeblich einstmals lebten. Analysen von Brian FERGUSON (1995) haben jedoch gezeigt, dass nichts Ursprüngliches oder ihnen Angeborenes an ihrer Gewalt ist. Jeder nachgewiesene Konfliktfall bei den Yanomamö ist im Gegenteil direkt oder indirekt mit dem Zugang oder der Kontrolle von Fertigwaren verbunden. Yanomamö mit direktem Zugang zu westlichen Gütern versuchen, für diese ein Monopol zu halten. Dadurch entstehen Spannungen mit den weiter entfernten Dörfern und sogar innerhalb der Dörfer. Das Problem des Güterzugangs zeigt sich nicht nur durch Gewalt, sondern auch durch Veränderungen in den Sippenbeziehungen, Standortwechsel von Dörfern, Zusammensetzung der Bevölkerung, Bündnisse zwischen Dörfern, Feste, wirtschaftliche Spezialisierung und Austausch, in der Autorität von Häuptlingen und der Behandlung der Yanomamö als kultureller Gesamtheit. Fabrikwaren haben die Gesellschaft der Yanomamö so stark verändert, dass man nicht davon ausgehen kann, ihr aktueller Zustand widerspiegle präzise die Gesellschaft vor Kontakt mit den Europäern. Überdies haben möglicherweise ausgerechnet Anthropologen, die bei ihren Besuchen bei den Yanomamö Fertigwaren mitgeführt haben, ungewollt die Ereignisse von «ursprünglicher» Gewalt ausgelöst, die sie dann beschrieben haben.

Die Irokesen im Nordamerika der Kolonialzeit waren eine Gruppe unabhängiger «Nationen», die häufig wegen ihrer Wildheit und territorialen Ambitionen erwähnt wurden. Möglicherweise sind die irokesischen Konflikte zwar in vorgeschichtlicher Zeit entstanden, doch in historischer Zeit hatten die Irokesen Kriege in einem Ausmaß geführt, das in keinem Verhältnis zu ihrer durch Krankheit dezimierten Bevölkerungsgröße stand. Dies hing eng mit ihrem Bedürfnis nach europäischen Waren zusammen. Da Musketen neuerdings wichtig für die Kriegführung waren und die lokale Versorgung mit Biberpelzen abnahm, sahen sich die Irokesen im 17. Jahrhundert an den Rand gedrängt und von Ausrottung bedroht. Sie mussten an Pelze gelangen, um sie gegen Musketen einzutauschen. Gleichzeitig waren die Menschenverluste durch von den Europäern eingeschleppte Infektionskrankheiten so hoch, dass die Irokesennationen ihre Bevölkerung ständig mit Kriegsgefangenen und Flüchtlingen ergänzen mussten. Die Irokesen begannen, Kanuflotten in Kanada aufzulauern, um Pelze zu erbeuten, und weiteten aus demselben Grund auch ihre Jagdgebiete aus. Ihre Kriege gingen letztendlich darum, an europäische Güter zu kommen.

Als Grenzgefechte in koloniale Verwaltungsakte und schließlich in Beziehungen zwischen unabhängigen Staaten übergangen, diente der europäische Nationalstaat als Vorlage für politische und ökonomische Prozesse. Die fundamentalen reaktiven Prozesse veränderten sich jedoch nicht. Viele der heutigen Konflikte lassen sich auf die Expansion, Vorherrschaft und Einmischung der Großmächte zurückführen. Politische und territoriale Zustände in früheren Kolonien wie auch im früheren osmanischen, österreichisch-ungarischen und sowjetischen Imperium haben dazu geführt, dass die dort lebenden Menschen, die eine Machtposition in den staatlichen Institutionen anstreben, ihre Unterschiede betonen. Völker, die jahrhundertlang nebeneinander existiert haben, betonen jetzt den «traditionellen» Charakter ihrer Konflikte. Es entstehen neue kulturelle Identitäten, wie bei den Maya in Guatemala, aber auch in Tadschikistan. Offensichtlich war Ethnogenesis eine Politik der früheren UdSSR. Auch der Widerstand der Beduinen gegen israelische Versuche, sie ethnisch zu klassifizieren, macht die Rolle des Staates bei der ethnischen Formung sichtbar. Wie ein beduinischer Schuldirektor einst klagte: «Als ob es nicht

genug wäre, was sie [die israelische Verwaltung] uns antun, jetzt sagen sie uns auch noch, dass wir eine ethnische Gruppe sind.» (JAKUBOWSKA 1992, 85)

In vielen Fällen hat koloniale Politik kulturelle Feindseligkeiten verschlimmert oder erst geschaffen. Als die Briten zum Beispiel die Muslime als indische Herrscher ablösten, setzten sie Hindus in der kolonialen Verwaltung ein und betonten die Unterschiede zwischen den Religionen. Hindus wurden auf englische Schulen geschickt und als niedere Beamte eingestellt. Muslime besuchten überwiegend islamische Schulen, wo der Lehrstoff eher religiös orthodox als säkularisiert und fortschrittlich ausgerichtet war. In der postkolonialen Phase wurde das Entstehen des Nationalismus bei Muslimen, Hindus und Sikhs durch anhaltende Armut, den fehlenden Zugang zur Macht und die Enttäuschung über westliche Modelle der «Modernität» gefördert. Politiker in ganz Südasien nutzen diese zunehmend stärker betonten kulturellen Verschiedenheiten zu ihrem eigenen Vorteil aus und provozieren damit Gewaltausbrüche. In so einer Situation können skrupellose Führungspersönlichkeiten schnell eine feindselige Atmosphäre schaffen und zum Zweck weiterer politischer Ambitionen manipulieren.

Die Tragödie in Rwanda hat sich tief ins Bewusstsein der Welt eingepägt. Die wirklichen Ursprünge dieses Konflikts sind in der Öffentlichkeit aber kaum bekannt. Nach Alex de WALL (1994) fanden europäische Kolonialherren vor einem Jahrhundert im heutigen Rwanda ein zentralistisches Königreich vor; es bestand aus zahlreichen Clans sowie drei Gruppen, die hauptsächlich durch ihre Tätigkeit definiert waren. Die europäischen Verwalter formten diese «Berufshierarchie» in eine angebliche Rasseneinteilung um. Die belgischen Missionare behaupteten, die herrschende Tutsi-Minorität besitze kulturelle und «rassische» Wurzeln in Äthiopien und stünde damit Europa näher. Da die Tutsi zum katholischen Glauben konvertierten, übernahmen sie diese neue «Geschichte», um ihre anhaltende Herrschaft zu legitimieren. Hutu-Landarbeiter mussten hingegen ein mühevolleres Leben führen.

Kurz vor der Unabhängigkeit Rwandas änderten die Belgier 1959 ihre Politik und damit auch die Gesellschaftsordnung in Rwanda. Sie halfen mit, die Tutsi-Monarchie zu beseitigen und eine Hutu-Republik einzu-

setzen. Die Hutu haben sich seither den Mythos zu Eigen gemacht, die Tutsi stammten nicht aus Rwanda, und haben sie als Ausländer geschmäht. Mittlerweile ist die Tatsache irrelevant, dass die «ethnischen» und «rassischen» Identitäten der Tutsi und Hutu vor nicht allzu langer Zeit durch eine Macht von außen geschaffen wurden. In den gegenseitigen Verfolgungen und Kämpfen um die Kontrolle in Rwanda hängt das Überleben jetzt davon ab, dass sie ethnische Gruppen *sein müssen*.

In den 1930er-Jahren gaben die Belgier Personalausweise aus, auf denen die Menschen als Tutsi, Hutu oder Twa (Jäger-und-Sammler, eine niedrige Kaste, die in heutigen Medienberichten nicht auftauchen) bezeichnet wurden. Da die belgische Verwaltung diese Rassentypologie in der Praxis nicht verwirklichen konnte, klassifizierte man die Menschen nach dem Besitz von Vieh. Alle Menschen mit zehn oder mehr Stück Vieh wurden auf immer zu Tutsi, wer weniger hatte, war ein Hutu. Diese Personalausweise existieren noch immer und haben dazu gedient, die Menschen in den jüngsten Massakern zu kategorisieren. Eine derartige Unterscheidung führte zum Tod von 500'000 Menschen.

Wege aus der Krise

Es gibt keinen einfachen Ausweg für Probleme, die sich über so lange Zeit entwickelt haben. Der wichtigste Schritt ist Verständnis. Am realistischsten ist es, nicht von Sofortlösungen zu reden, sondern die Probleme so gut zu verstehen, dass sie durch Eingreifen nicht verschlimmert werden. Jeder Konflikt stellt nur den Endpunkt einer langen Reihe von früheren Ereignissen und Prozessen dar. In unserer Arroganz bezüglich der Geschichte können wir die Zusammenhänge zwischen den heutigen Zwangslagen nicht sehen. Der erste Schritt zu einem Ausweg liegt darin, die lange Geschichte zu verstehen, die die heutigen Ereignisse verursacht. Sobald dieses Verständnis da ist, können die nächsten Schritte auf den Faktoren aufbauen, die zu den Konflikten führen (zum Beispiel Reaktionen auf äußere Kräfte), statt diese Schritte auf Vereinfachungen von Journalisten oder auf Illusionen lokaler Führungspersönlichkeiten zu gründen. Nicht nur die in den Konflikt Eingreifenden sind verpflichtet, die historischen Zusammenhänge der Gewalt zu verstehen, sondern auch die Teilnehmer

des Konflikts haben diese Aufgabe. Verständnis gibt ihnen die Chance, zwischen der Fortführung des Konflikts oder einer anderen Reaktion zu wählen.

Europäische Expansionen haben immer ein ähnliches Reaktionsmuster ausgelöst, das aus Tribalisierung und Ethnogenesis, Verstärkung der kulturellen Identität und Gewalt bestand. Die Konfliktursachen reichen von der Kontrolle über westliche Fertigwaren bis zur Kontrolle über nach Westmodell funktionierende Regierungen. Man kann diese Muster überall entdecken: in historischer Zeit bei den Irokesen, in den letzten Jahrzehnten bei den Yanomamö und heute bei öffentlich wahrgenommenen, aber auch bei öffentlich nicht beachteten Konflikten. In Gebieten wie dem Balkan, Iran, Zentralasien, Rwanda, Burundi, Somalia, Liberia und Sierra Leone wird die Gewalt von kulturellen und politischen Reaktionen auf Einmischungen von außen geformt. Obwohl sich diese Konflikte in ihrer Form unterscheiden, ist ihnen allen der Faktor gemein, dass sie zumindest teilweise eine Antwort auf frühere koloniale, imperiale oder andere globale Mächte sind. Dort, wo die Gewalt sich auf europäische oder US-amerikanische Übergriffe konzentrierte, fanden die Großmächte das zwar unangenehm, aber verständlich. Ein Großteil der gegenwärtigen Gewaltausbrüche erscheint jedoch so unverständlich, weil sie nach innen gerichtet sind. Europäer und Amerikaner haben nicht begriffen, dass ihre eigene Expansion sehr viele der heute als kulturell definierten Konflikte gefördert hat. Von der Kriegführung im Europa des Mittelalters und der Renaissance führt ein direkter Weg zur globalen Expansion und zum Kolonialismus und weiter zu den heutigen Ereignissen in Rwanda, Peru und Indien.

Aus dieser Diskussion ergeben sich zwei Implikationen für das Verständnis heutiger und zukünftiger Schwierigkeiten. Wenn wir diese Implikationen begreifen, finden wir die ersten Schritte zum Ausweg. Erstens: Wir müssen unseren Standort in der Geschichte erkennen. Historische Muster, die sich über Generationen oder sogar Jahrhunderte entwickeln können, bilden den Kontext der gegenwärtigen Gewalt. Auf dem Balkan sehen wir zum Beispiel mehr als ein Jahrhundert nach dem Ende der Türkenherrschaft das Vermächtnis des Osmanischen Reiches. In der Trennung zwischen katholischen Kroaten und orthodoxen Serben erkennen

wir immer noch das Vermächtnis der Teilung des Römischen Reichs im Jahr 395 nach Christus. Selten kann ein Individuum im Verlauf eines Lebens die Ursprünge eines Ereignisses oder Prozesses vollständig verstehen. Verharren wir jedoch in Ignoranz, was die Ursprünge unserer heutigen Probleme angeht, so verdammen wir uns selbst zu einem ungeeigneten Problemmanagement, und wir verdammen damit andere, die Folgen dieses Missmanagements zu tragen. Es ist Unsinn, zu glauben, wir könnten unter Berücksichtigung der heutigen Zustände die Zukunft im 21. Jahrhundert vorhersagen, wenn wir das Zustandekommen der Gegenwart nicht verstehen. Um mit politischen und kulturellen Problemen umzugehen, müssen wir wissen, wo wir in der Geschichte stehen.

Westliche Nationen, die Konflikte lindern oder verwalten wollen, müssen zuerst begreifen, dass ihre eigene Geschichte viele dieser Probleme verursacht hat. Wenn es so ist, dass die heutigen Konflikte als Antwort auf europäische politische und wirtschaftliche Expansion entstanden sind, birgt jede Einmischung das Risiko, zukünftige Reaktionen zu provozieren. Auf einer Ebene kann man das klar erkennen. Videoclips, die zum Beispiel von muslimischen Fundamentalisten im Libanon, von der Regierung des Irak und von den bosnischen Serben lanciert werden, sollen ganz eindeutig in westlichen Nachrichtensendungen gezeigt werden. Oder die von den Tutsi dominierte Patriotische Front von Rwanda (RPF) hatte ihren Herrschaftsanspruch für Rwanda dadurch legitimiert, dass sie beteuerte, ihr Kampf beruhe eher auf sozialem Wandel als auf Ethnizität, ihre Truppen seien diszipliniert, und sie wollten keine Rache an den Hutu, sondern nur Gerechtigkeit. Diese Botschaften sind für europäische und amerikanische Ohren bestimmt. Jenseits dieser offensichtlichen Reaktionen auf die westliche Einmischung sind subtilere und weiter reichende Konsequenzen möglich. Zu diesen Rückwirkungen gehören anhaltende Ethnogenesis, weitere Intensivierung bereits existierender kultureller Identitäten und das Entstehen neuer kulturell definierter Konflikte. Wenn Länder Interventionen in Weltkonflikte planen, müssen sie sich darüber im Klaren sein, dass die Beteiligung von mächtigen Nationen *immer* unvorhersehbare Reaktionen fördert.

Eine zweite Implikation betrifft die westliche Sicht von kulturellen Konflikten. Viele Menschen in westlichen Nationen (unglücklicherweise

auch Journalisten) nehmen an, dass kulturelle Konflikte angeboren und unwandelbar sind und automatisch zu Gewalt führen. Die journalistische und auch ein Teil der wissenschaftlichen Berichterstattung neigt zum «Erklären» dieser Gewalt als einer irrationalen, aber unvermeidlichen Folge «alter Stammesfehden». Man nimmt an, in den heutigen Manifestationen kultureller Unterschiede drückten sich sowohl die historischen als auch die «natürlichen» Trennungen und Unterschiede unserer Art aus.

Das Gegenteil trifft zu: Kulturelle Differenzierung in heutigen Konflikten ist flexibel und beweglich, sie reagiert auf Geschichte, äußere Stimuli und absichtliche Manipulation. Die Konflikte in Zentralasien sind ein deutliches Beispiel, dort entstehen neue kulturelle Identitäten (wie in Usbekistan), die sehr stark durch die Beteiligung ausländischer Mächte gefördert werden. In Regionen wie dem Balkan manipulieren «ethnische Unternehmer» (*ethnic entrepreneurs*, ein Ausdruck, der von Airat AKLAEV von der Russischen Akademie der Wissenschaften vorgeschlagen wurde) die kulturelle Identität als Mittel für politische Mobilisierung. Diese Manipulation verdeckt gelegentlich absichtlich die zugrunde liegenden Fragen. Ein oberflächlicher Beobachter kann leicht annehmen, die Konflikte zwischen den kulturellen Gruppen seien Konflikte *um* die Kultur. Häufig sind es Konflikte um die Beziehungen zum Westen, um die Beziehungen lokaler Gruppen zu Regierungen nach Westmodell oder, wie in Somalia und Liberia, um die Kontrolle dieser Regierungen. Ein Verweis auf die Kultur hebt in derartigen Wirren die moralische Autorität des politischen Anspruchs und spricht tiefe Emotionen an. Leider ist diese Strategie bei der politischen Durchsetzung erfolgreich. Wenn kulturelle Behauptungen die wirklichen Fragen verschleiern, verpasst man zwangsläufig die potenziellen Auswege, sofern man nur die kulturelle Ebenen berücksichtigt.

Die Konflikte des 21. Jahrhunderts können nicht vermieden oder gesteuert werden, wenn wir nur konventionelle kurzfristige Faktoren bedenken. Die vorliegende Analyse entwirft ein komplexes Bild, in dem sich reaktive historische Prozesse mit Knappheit, Macht, Politik und Kultur verbinden oder auch unabhängig davon wirken können, um zu Gewalt zu führen. Auch die Implikationen, um Gewalt im 21. Jahrhundert zu verhindern, sind von komplexer Natur: Nichts kann bei der Konfliktsteuerung schwieriger sein, als zu wissen, dass schon die Intervention selbst zu weite-

rer Gewalt führen kann (wie wir in Sierra Leone sehen). Zweifellos werden sich viele Personen, die in der krisengeschüttelten Welt der internationalen Beziehungen arbeiten, nur ungern die Mühe machen, sich auch mit den ganzen historischen Zusammenhängen auseinander zu setzen. Legen wir jedoch die einfache Prämisse zugrunde, dass Probleme nur selten lösbar sind, wenn wir ihre Ursachen nicht verstehen, dann ist historisches Wissen der erste Schritt in Richtung Ausweg. Diplomatinen und Diplomaten, Politiker und Politikerinnen sowie Konfliktparteien können nicht auf langfristige Lösungen hoffen, wenn sie nicht zuerst begreifen, wie wichtig es ist, unseren Standort in der Geschichte zu kennen.

Weiterführende Literatur

- FERGUSON, R. Brian. 1995. *Yanomami Warfare: A Political History*. Santa Fe: School of American Research Press.
- FERGUSON, R. Brian, und Neil L. WHITEHEAD (Hrsg.). 1992. *War in the Tribal Zone: Expanding States and Indigenous Warfare*. Santa Fe: School of American Research Press.
- KENNEDY, Paul. 1987. *The Rise and Fall of the Great Powers. Economic Change and Military Conflict from 1500 to 2000*. New York: Random House. – Deutsche Ausgabe 1989. *Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000*. Frankfurt/Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- PARKER, Geoffrey. 1988. *The Military Revolution: Military Innovation and the Rise of the West, 1500–1800*. Cambridge: Cambridge Univ. Press. – Deutsche Ausgabe 1990. *Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500–1800*. Frankfurt/Main: Campus.
- SUNDBERG, Ulf, et al. 1994. «Forest EMERGY Basis for Swedish Power in the Seventeenth Century.» *Scandinavian Journal of Forest Research* 1 (supp.).
- TAINTER, Joseph A. 1992. «Evolutionary Consequences of War.» In *Effects of War on Society*, herausgegeben von Giorgio Ausenda, 103–130. San Marino, Calif.: Center for Interdisciplinary Research on Social Stress.
- TAINTER, Joseph A. 1998. «Competition, Expansion and Reaction: The Foundations of Contemporary Conflict.» In *The Coming Age of Scarcity: Preventing Mass Death and Genocide in the Twenty-first Century*, herausgegeben von Michael N. Dobkowski und Isidor Wallimann, 174–193. Syracuse: Syracuse Univ. Press.
- WALL, Alex de. 1994. «The Genocidal State: Hutu Extremism and the Origins of the «Final Solution» in Rwanda.» *Times Literary Supplement* 4761 (1. Juli): 3–4.